Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 98 (1972)
Heft: 33

Artikel: Klagelied eines Festspielleiders
Autor: Heisch, Peter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-511168

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 29.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Peter Heisch

Klagelied eines Festspielleiders

Jessas, was bin i froh, wann der Rammasuri erst wieder vorbei is. Solche Festivitäten san eh kan Schleck für mi, den geplagten Salzburger Festspieldirektor, der einem reibungslosen Ablauf der Darbietungen Sorge tragen und desdrum alle Fäden hinter den Kulissen fest in seinen Pratzen zsammhalten muaß; beinah wie der Professor Aicher drüben in seinem Puppentheater. Bloß daß dem ka Dorabella und kan Leporello net absagen kann. So a dolgeter Holzkopf kennt halt weder Primadonnenlaunen noch Unpäßlichkeiten; während i eminent auf der Hut sein muaß, daß mer der Haefliger net irgendwo ausrutscht und sich den Haxen bricht oder die Rothenberger im letzten Moment den Schnupfen kriagt. Sonst wär'n ma nämli aufgschmissen. An Ersatz täten mer schwerlich finden, wo jetzt restlos alle Spitzenkräfte an irgendeiner Musenstätte «fest» spielverpflichtet sind.

O mei! Manchmal is mer schon selber zmut wie dem armen Cherubin: «Ich weiß nicht, wo ich bin, was ich tue. Nirgendwo finde ich meine Ruhe.» Dabei war's gerade die Besetzung dieser Rolle, die mir am meisten Kopfzerbrechen bereitet hat. 's fehlt' net viel, und i hätt' bei den durchgestandenen Aufregungen das Festspielzeitliche gesegnet. Also, stellen 'S Eahne vor: Wir inszenieren den «Figaro», die Proben laufen wie gschmiert, die Premiere naht. «Alles ist gut und richtig, auch kann die Stunde nicht mehr fern sein», wie es in einem Rezitativ dieser unvergleichlichen Oper so schön heißt. Da wird die Hallstein, die den Cherubin singen soll, plötzlich von einer Sommergripp' gebeutelt. Na, Se können sich vielleicht denken, wie wir uns da echauffiert hab'n. Woher um diese Jahreszeit a Sängerin von ebenbürtigem Rang und Ruf nehmen, die noch kurzfristig hätt' einspringen können? Die Graziella Sciutti is in Aix, die Inge Borkh in Bayreuth, die Schwarzkopf in Salon-de-Provence. Und keine von ihnen wär' dort auch nur für einen Augenblick abkömmlich, selbst dann net, wenn wir sie zur Aushilf eigens mit anem Düsenflugzeug holen und wieder zurückbefördern täten. Es war zum aus der Haut fahren!

Wie wir nun so ratschen, was am besten zu tun sei, sagt jählings der Regisseur: «Aber gehn S', Herr Professor, nur de Nörven net verliern! Dös wern ma scho richten. I hab mer eh immer denkt, wozu denn die Weibsbilder in die Hosenrolle dieses halbwüchsigen Cherubin zwingen? Gebn mer die Partie doch einem begabten Mitglied der Wiener Sängerknaben, wie sich's ghört, und der Fall is erledigt.»

«Der Gedanke hätt' was für sich», erwidert drauf der Intendanzobersekretär, «wenn die Wiener Sängerknaben net leider augenblicklich bei den Festspielen in Edinburgh wär'n.»

«Macht nix. Dann engagieren wir einfach den Heintje. Das wär' doch mal was anderes. Na, is dös a Idee?»

«Scho. Aber vergessen S' net, mein Lieber, daß die Rolle in drei Tagen sitzen müaßt! Außerdem soll der Bub ja gerade mutiern», geb i zu bedenken.

Doch der Regisseur winkt ab. «Ueberhaupt ka Problem, wann i Eahne sag. Wir stecken den Bengel in a barockes Gwanderl, setzen ihm a Zopfperücken auf en Kopf und lassen bei seinen Auftritten im Hintergrund jeweils eine seiner erfolgreichen Platten laufen. Vielleicht ‹Mamma› oder ‹Ich bau dir ein Schloß›. Von singen müaßen is ja gar net de Red. Was mer brauchen is a zugkräftiger Namen, verstehn S'?»

Na, so kam's wie's kommen mußte. In der Not wird der Mönsch halt risikofreudig. An Stein vom Herzn gfallen is mer aber erst, als i in der Presse glesen hab', daß die aus einer festivalistischen Verlegenheit heraus entstandene Umbesetzung gar net so übel aufgnommen worn is. «Salzburg», schrieb da beispielsweise ein vielgelesenes Blatt, «hat damit überraschend bewiesen, daß es neuerdings auch vor Experimenten nicht zurückscheut.»

Wann i dagegen an das Spiel auf dem Domplatz denk, wird mer ganz fad. Jö, der «Jedermann», dös war vielleicht a Hetz! Kurz vor der traditionellen Aufführung des bewährten Hofmannsthalers fällt einer unserer wichtigsten Komparsen aus. Und zwar just jener Mann, der seit über vierzig Jahren auf dem Höhepunkt des Spiels von der Hohensalzburg herab getreulich seinen durchdringenden Ruf «Jedermann» über die Kuppeln und Dächer der Stadt erschallen läßt, daß sich die Zuschauer furchtsam niederducken vor lauter metaphysischem Erschauern.

A geh, denk i mer, dafür jemanden zu finden, dürft' wirkli net so schwer sein. Der Text stellt ja keine großen Anforderungen. Alles, was's hierzu braucht, is a lautstarkes Organ. Doch wie ich beim Landestheater um eine Aushilf nachsuche, stellt sich heraus, daß da kan Knochen mehr frei is. In meiner Verzweiflung wend' i mi sogar direkt an Wien. Aber dort is a nix z'machen. Sämtliche Darsteller der Sprechbühnen seien für die diversen Freilicht-Aufführungen verpflichtet, teilt man mir mit. Und wer vom Burgtheater-Ensemble no übrig blieb, is bereits nach Bregenz abgereist. I hab' schon glaubt, i wer mich selber hinstellen und den «Jedermann» von der Burg brüllen müaßen. Da bekomm' ich in letzter Minute von aner Agentur an Mann vermittelt, der früher schon bei Festspielen in Deutschland mitgewirkt haben soll: a breitschultriges, gstandenes Mannsbild; no ja, und stimmgewaltig san die Deutschen ja schon immer gwesen.

Die Aufführung scheint gerettet; der Tod kann über die Steinfliesen vor dem Domplatz schleichen und einen nach dem andern in seinen kalten Würgegriff nehmen: Bettler, Diener, Kaufmann, Edelmann. Das Stichwort dringt zu den Zinnen der Burg empor. Doch was tönt von dort hernieder als ein markerschütterndes Echo, das alle Zuschauer voll Entsetzen von ihren harten Sitzen hochfahren läßt?

«Leck mich am . . . – Leck mich am . . .» Mehrmals, überdeutlich und in alle vier Himmelsrichtungen hinaus.

Ersparn S' mer die weitern Worte. Die Schande, den Skandal hätt' i fast net überlebt. Erst hinterher hab i erfahrn, daß der Fallot, der elende, vormals jahrelang bei den Götz-Festspielen in Jagsthausen dabei war. Was will mer machn? Dös is halt Macht der Festspielgewohnheit.